

# Friedensfunzel trifft Sprengmeister

Noch nie hat man sie im Fernsehen zusammen gesehen. Jetzt gehen Sebastian Koch und Birgit Minichmayr für die ARD eine in jeder Hinsicht explosive Beziehung ein. Zu Besuch am Set.

WIEN, im Juni  
Sebastian Koch trägt Gesundheitslatschen zum historischen Kostüm, aber das macht nichts. Solange die Kamera auf Augenhöhe bleibt, ist er Alfred Nobel, der Mann, der das Dynamit erfunden und den Nobelpreis gestiftet hat. Und Birgit Minichmayr ist Bertha von Suttner, die Ahnfrau aller Pazifistinnen. Er mit Vollbart überm Vatermörderkragen, sie mit Hochsteckfrisur zum geschnürten Kleid: Der Industrielle und die Friedensaktivistin flanieren durch einen Pariser Park. Wir schreiben das Jahr 1876, es ist Sommer im alten Europa. Kinder in Matrosenkleidern tollen vorbei, Damen balancieren Sonnenschirme, Herren lupfen ihre Hüte – da donnert das nächste Passagierflugzeug über die Szenerie, im Landeanflug auf Wien.

Denn nicht in Paris, sondern im Schlosspark von Schönbrunn drehen die beiden Hauptdarsteller ihre Runden, eingekleidet von Kameras, Mikrofonen an langen Armen und so vielen Sonnensegeln, als probe gerade die römische Armee ihre Schildkrötenformation. Als Regisseur Urs Egger gegen das Triebwerkdröhnen sein „Cut! Abbrechen! Alle zurück auf Anfang!“ ruft, fliegt die Formation wie von einem Windstoß auseinander. Birgit Minichmayrs Lachen knallt über die Kieswege bis zu den Touristen, die hinter einer Absperrung die Häse recken, um einen Blick auf das Set zu erhaschen, Komparsen packen ihre Smartphones aus, und Sebastian Koch macht auf Korksohlen kehrt, bereit zum nächsten Take von „Madame Nobel“.

Im Dezember wird der Historienfilm rund um die folgenreiche Freundschaft zwischen Alfred und Bertha im Ersten laufen. Wenn sich alle nach der Hitze sehnen, die zwischen den Rabatten flimmert und nach herzerwärmenden Geschichten so wieso? Zwei vereint im Kampf um den Weltfrieden, vereint in der Liebe? Nein, nein, sagt Urs Egger, als er sich wieder vor seinen Monitoren postiert, eine Kreuzung aus Lovestory und Ausstattungssorgie, das werde „Madame Nobel“ nicht werden. In der Vorlage, Esther Vilars Theaterstück „Mr. & Mrs. Nobel“, sind die beiden Hauptpersonen ein Paar. In der Realität waren sie es wohl nicht, sondern vor allem: lebenslange Briefe Freunde. So wird es auch der Film zeigen und wohl auch Bertha von Suttner stärker ins Zentrum rücken. Eine emanzipierte Frau im Kostüm vergangener Tage – das Thema ist nicht neu, aber immer wieder gern gesehen.

Doch wäre „Madame Nobel“ kein ambitioniertes Projekt, es hätten sich kaum zwei so profilierte Darsteller wie Sebastian Koch und Birgit Minichmayr gewinnen lassen. Für Koch, den deutsche Fernsehsehauer als Andreas Baader, als Klaus Mann, Speer und Stauffenberg gesehen haben und der nach dem Oscar-Erfolg „Das



Zwei von gestern mit Fragen von heute: Birgit Minichmayr und Sebastian Koch spielen Bertha von Suttner und Alfred Nobel.

Foto Oliver Roth

Leben der Anderen“ schauspielerisch vor allem im Ausland und im Kino unterwegs war – 2013 etwa als Bösewicht in „Stirb langsam V“ –, ist die Rolle des Alfred Nobel seit Jahren der erste Auftritt überhaupt im deutschen Fernsehen. Und das erste Engagement des Zweiundfünfzigjährigen nach Monaten selbstgewählter Auszeit.

Für Birgit Minichmayr, die anderthalb Jahrzehnte auf dem Wiener Burgtheater zeigte, was kraftvolles Schauspiel heißt, als „Weibsteufel“ vor sechs Jahren endgültig ihren Durchbruch hatte und Kinorollen wie im Polardrama „Gnade“ mit Fernsehauftritten und Theater mischt, ist Bertha von Suttner vor allem in einer Hinsicht spannend: „Bertha war so unfassbar besessen vom Frieden“, sagt sie. „Das zu zeigen, ohne dass ihre Geschichte eine Belächelung erfährt – das ist wohl die größte Herausforderung.“

Als die 37 Jahre alte Schauspielerin laut über ihre Rolle nachdenkt, sitzt sie, bis auf die Perücke vom Ballast des Kostüms befreit, auf einer Bierbank („Ich bin kein Mensch, der sich besonders gern verkleidet“). Mittagspause am Set. Birgit Minichmayr streckt die Beine in ultrakurzen Shorts, trinkt Cola mit sehr viel Zitronensaft („hilft gegen Kopfschmerzen“), raucht und lacht wieder, dass es grollt, nicht klingelt. Zum ersten Mal in ihrer Karriere ist sie nicht mehr festes Ensemblemitglied am Theater, sie genieße die Freiheit, die ihr das gebe, sagt sie. Dann erzählt sie vom Leben der Frau, die als „Friedensfunzel“

geschmäht wurde, aber viele gegenwärtige Ideen hatte: eine verarmte Adelige, die eine Affäre mit dem sieben Jahre jüngeren Sohn der Familie anfängt, bei der sie als Gouvernante arbeitet, nach Paris geht, Nobels Sekretärin wird, dann doch den jungen von Suttner heiratet, Nobel weiter schreibt, publiziert, im Kaukasus lebt und schließlich für ihren Antikriegs-Roman „Die Waffen nieder!“ als Erste den Friedensnobelpreis erhält, den es ohne sie nicht gegeben hätte.

Das alles will der Film, eine Auftragsproduktion der Tivoli Film und Mona Film für das Erste, in anderthalb Stunden erzählen. Man darf gespannt sein, wie Birgit Minichmayr kneift die Augen zusammen, wenn sie sagt: Dass gerade Nobel, ein Mann also, den Gedanken entwickelt habe, eine Waffe mit maximaler Zerstörungskraft könne allen Kriegen ein Ende bereiten, das sei doch schon für sich sprechend.

Sebastian Koch sieht in Alfred Nobel weniger den Vordenker der Atombombe als den genialischen Kauz, den Einzelgänger und Individualisten. Einen, der keine Kompromisse eingeht. Der sich nicht so leicht kriegen lässt. „Den Nobel mochte ich einfach“, sagt er, streicht sich über den Bart, den er sich für die Dreharbeiten hat wachsen lassen, nickt noch einmal und sagt, ja, so einfach sei das, er müsse das Gefühl haben: Mit diesem Charakter will ich Zeit verbringen. Dann sage er zu.

Eigentlich wollte Koch, der den dreiteiligen Nobel-Anzug gegen weiche Hose und

Schlabbershirt getauscht hat, sich zum Gespräch einfach auf die Wiese setzen. Dann wurde doch eine Parkbank daraus. Immer wieder muss er Stechmücken abwehren oder erschlagen, aber der Schauspieler ist die Ruhe selbst. Warum er wieder eine Auszeit genommen habe? Das hatte er schon einmal getan, als seine halbwüchsige Tochter bei ihm eingezogen ist. Dieses Mal war der Grund beruflicher Natur: „Ich war einfach überarbeitet“, sagt Koch. Kurz hintereinander „God loves caviar“, „Suspension of Disbelief“, „Stirb langsam“, „Oktober November“, gleich darauf „The Vatican“ mit Ridley Scott – die Fabel um den korrupten römischen Klerus hätte in Serie gehen sollen und tat es dann doch nicht, Sebastian Koch ist, wie er sagt, nicht unfroh darüber.

„Ich bin nicht so der Serienmensch“, sagt er – nicht als Zuschauer, weil er gerade bei den amerikanischen und britischen Serien neuen Zuschnitts („Homeland“ zum Beispiel, das sei großartig gewesen) zu schnell süchtig werde. Und „The Vatican“ für Showtime hätte ihn auf Jahre gebunden. So habe er Zeit gehabt, sich wieder zu sortieren. Zu schauen: „Was brauche ich? Was gehört zu meinem Leben?“ Er versuche ohnehin, seine Karriere nicht allzu ernst zu nehmen. Vielleicht sei nie wieder etwas, das er mache, so *en vogue* wie „Das Leben der Anderen“. „Das ist normal. Das ist auch gesund so.“ Das Glück komme ohnehin woandersher.

Ob er besonders gern historische Persönlichkeiten spiele? Nein, gar nicht, sagt Koch. Ob eine Figur historisch sei oder nicht – spannend müsse sie sein. Wobei man einen Albert Speer fast kaum erfinden könne. Aber Gesten imitieren, den Gang – darum gehe es ihm nicht. Die Geschichte müsse interessant sein.

Eine Ausnahme sei für ihn da nur die Rolle des Bruce-Willis-Gegenspielers gewesen. „Da wollte ich erleben, wie das gemacht wird. Kino mit einem Millionen-Budget. Das weiß ich jetzt, und damit ist es auch okay.“ Und er erzählt, wie ihn das Kino immer wieder fasziniere, diese Leinwand, auf der man nichts verborgen könne, die Emotionen mit solcher Wucht transportiere und vor der man in völlig anderen Welten eintauchen könne – zuletzt sei ihm das bei „Gravity“ so gegangen.

Und das Fernsehen? Koch denkt nach. Streicht wieder ein Krabbeltier von der Schulter. Als er in „Der Tunnel“ und in der Oetker-Verfilmung gespielt habe, sei es besser als Kino gewesen. Zumindest in Deutschland. „Dann kippte das Ganze, und Event-Fernsehen verwandelte sich in Filme nach Schablone.“ Was schade sei. Denn Fernsehen habe diese große Kraft, weil es so viele Menschen erreiche.

Die letzte Szene, die Sebastian Koch an diesem Tag dreht, zeigt Nobel in einem Laubengang. Da ist klar, dass es mit der großen Liebe zu Bertha nichts werden würde. Aber Freundschaft ist ja auch etwas Schönes.

URSULA SCHEER